Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 5 (1901)
Heft: 24-25

Artikel: Die Toten reiten schnell
Autor: Chatelain
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-576241

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Jakob Fischer

von Brienz im Berner-Oberland,

ein Titane, wie nur selten solche dem Wanderer in den Schweizerbergen zu Gesichte kommen. Er steht heute in seinem 85. Lebensjahre und ist Junggeselle geblieben. 80 Sommer hat er an der Hinterburgalp zugebracht. Die Hinterburg liegt am Fuße des Axalphornes und Oltschikopfs, ist teilweise wild und unzugänglich und sehr hoch gelegen. Die Hütten des Oberstaffels, Urserli, liegen über 1900 m. Hier entwickelte sich „Jagi", wie ihn noch heute jedermann nennt, zu der Kraftgestalt, die sein Bild so naturgetreu wiedergibt. Außerordentliche Kraftleistungen, die er nur so en passant und ohne damit renommieren zu wollen, ausführte, leben manigfach im Volksmunde. Hier nur einzelnes. Von einem wilden, zwei Jahre alten Stier angegriffen, wo Millionen an seinem Platze den Tod gefunden hätten, rettete er sich durch seine enorme Körperkraft. Zwei Stunden dauerte der Heldenkampf zwischen den beiden Riesen, entfernt von menschlicher Hülfe. Jagi hatte den Stier am Ober- und Vorderschenkel gefaßt und suchte ihn durch den sogenannten Hüftschwung auf den Rücken zu werfen; doch es war nicht so leicht, den 5—6 q schweren Koloß zu bezwingen. Der Kampf geschah glücklicherweise in der Nähe eines großen Steines. Als Jagi endlich seine Kraft schwinden fühlte, benutzte er einen Moment des Ausruhens, indem er mit flinkem Sprung den Stein zu erreichen suchte. Und der Stier erwies eine letzte Freundschaftsbezeugung und half getreulich nach. Er setzte mit seinem linken Horn in die Beinkleider ein und riß alles auf bis an die Schulter, hie und da noch Haut und Fleisch bis an die Knöchel streifend. Am nächsten Morgen begegneten sich die beiden Freunde wieder. Jagi mußte sich auf einen Steinhaufen flüchten, den der Stier reichlich eine Stunde mit wildem Gebrüll umkreiste. „Jetzt ist's fertig", ruft unser Jagi, nimmt einen 2 q schweren Stein und wirft ihn dem Riesen zwischen Horn und Augen, daß er umsinkt und eine steile Berghalde hinunterrollt. Und es war wirklich fertig. Der Stier erholte sich zwar langsam wieder, aber er war so mild und zahm geworden, daß er sich von jedem Kinde führen ließ.

Sein Bruder sollte einst mit ihm einen Tränketrog, einbaumartig, wie man sie im Oberland findet, eine Anhöhe hinauftragen. Der Bruder sank unter der Last zusammen. Jetzt nimmt Jagi den schweren Trog allein und trägt ihn hinauf, jeden Tritt infolge der schweren Last 10—15 cm einsinkend.

Viele Winter brachte Jagi am Hasliberg zu, wo seine Eltern Weidegüter besaßen. Von hier mußte er alle Tage zirka 45—55 Liter Milch nach Brienz tragen; die Länge des Weges beträgt mindestens drei Stunden. Als ihn einst jemand fragte, wie oft er abstelle und ausruhe, antwortete er: „Abstellen thue ich nie; wenn jemand mit mir „dorfet" (plaudert), so stelle ich mich etwa zehn Minuten (ohne die Milchtanse vom Rücken zu nehmen), und dann gehe ich weiter."

Letzthin traf ihn Schreiber dies beim Barbier. Jagi besitzt einen festen Bart, der nicht alle zwei Tage rasiert wird. Der Barbier hatte auch mit dem besten Messer Mühe, durch die Wildnis zu kommen, und stellte daher an den 85jährigen Mann die Frage, ob's weh thue. Gelassen und ruhig erwiderte unser Jagi: „O nein, wenn's dir nid tuod" (wenn's dir nichts tut).

So lebt er noch heute unter uns, und jedermann hat Freude an den vielfach naiven Bemerkungen des Greises und seinen frühern Helden- und Kraftthaten.

Die Toten reiten schnell.

Von **Dr. Chatelain.** Autorisierte Uebersetzung von **Elise Eberfold,** Bözingen.

Die von den Arbeitern aus den Grüften geworfenen Knochen bedecken den Boden; kräftige, oben krumm gebogene Schenkelknochen, flötenähnliche Schienbeine, bogenförmige Rippen, Ringe bildende Wirbelbeine, schmale Gliederknochen von Fingern und Zehen, weiße Hirnschalen mit ihren leeren Augenhöhlen und weit offenen Naslöchern; sie geben beim Niederfallen einen Ton von sich, wie ein gesprungener Topf.

„Da, der Kopf deiner Großmutter!"

„„Oder vielmehr der deines Großvaters!""

„Möglich; was schiert mich das? Er hat alles durchgebracht!"

„„Aber mit diesen Zahnstumpen doch kaum! ... Du hast alles vertrunken, alter Murrkopf! Zu deiner Zeit wußte man nichts weder von Mehltau noch von Phylloxera, noch von all den neuen Krankheiten, die den Wein verderben, bevor man Zeit hat, ihn zu trinken. Sag mal, Hans, wir sind zu spät auf die Welt gekommen; die armen Reben sind nicht mehr, wie ehedem!""

„Das hätte nichts zu sagen; wäre nur das Leben weniger schwer für uns. Wetter! Was muß man schanzen! ... Zum Glück ist hier der Boden locker ... Da, schau her, ein Kindskopf, Bube oder Mädel? He, jetzt rollt er gegen den alten zu; wahrscheinlich Leute derselben Familie, da sie sich wiederfinden!"

* * *

Elise Eberfold.

Im Altertum bedeckten die Griechen jeden gefundenen, unbegrabenen Menschenknochen fromm mit einer Hand voll Erde. Im Mittelalter brachten die in ihre Heimat zurückkehrenden Kreuzfahrer die Ueberreste jedes im heiligen Land verstorbenen Ritters mit heim. Die aus ihrem Vaterland vertriebenen Natchez am Mississippi trugen auf ihren Schultern die Gebeine ihrer Väter mit fort.

Die Leute von Romans düngen — unsägliche Profanation! — ihre Weinberge damit.

* * *

Um die Kirche lag früher der alte Friedhof, die Stätte der ewigen Ruhe. Die Toten schliefen da im Schatten des heimischen Kirchturms. Hier unter der hohen Wölbung haben sie ihr Lebtag gebetet in Freude oder mit Thränen; Kinder wurden da Gott geweiht; junge Ehepaare kamen, von ihm ihr Glück zu erflehen, angsterfüllte Herzen beteten um seine Hülfe oder seine Tröstungen; den Toten sagte man hier das letzte Lebewohl. Und jedesmal klang von dem grauen Turm, der den Himmel mit der Erde verbinden möchte, das machtvolle Glockengeläute; stets dasselbe, redete es trotzdem zum Menschenherzen eine verschiedene Sprache, heiter in der Fröhlichkeit, ernst im Leid. Die Toten rings um die Kirche sind ganz bei sich daheim und doch auch noch den Lebenden nahe. Sonntags sehen die Andächtigen die Grabkreuze und gedenken ihrer. Eines Tages kommen auch sie zum letztenmal und kehren nicht mehr in ihre Wohnungen zurück. Die Glocken werden läuten, und bald sproßt grün und dicht das Gras aus der Erde, die sie deckt.

* * *

Der alte Friedhof ist verödet. Unkraut wächst auf den Wegen und überwuchert die Gräber. Gleich lebensmüden Greisen neigen sich die Kreuze, eins ums andere, stürzen dann zusammen, und ihre wurmstichigen Trümmer liegen zerstreut

auf dem Boden. Kein blühendes, von Insekten umsummtes Grab, keine grünen Gebüsche mit singenden Vögeln mehr; Brombeergestrüpp und Nesseln längs der Mauern; ein wüster Platz, wo die Ziegen grasen und die Kinder nach der Schule spielen. Selbst der Rasen verschwindet schließlich; der Boden wird kahl, unfruchtbar, uneben und ganz vertrocknet. Sommers trocknet man Wäsche auf dem Friedhof; an Markttagen schlagen die Marktschreier ihre Buden dort auf, um gelehrige Hunde ihre Kunststücke machen zu lassen. Und nun kommen gar Ingenieure und stecken eine neue Straße ab. Diese theilt den Gottesacker in zwei Hälften; zwei Meter tief muß die Erde ausgehoben werden, um den Platz zu verebnen.

* * *

„Zum Verkaufen: ausgezeichnete Pflanzenerde rings um die Kirche," meldet der öffentliche Ausrufer nach dem gewohnten Trommelwirbel. „Die Ausgrabung geschieht auf Kosten des Käufers. Der Verkauf findet in öffentlicher Steigerung morgen Dienstag abends, acht Uhr im Gemeindewirtshaus statt. Das Steigerungsobjekt wird gleich dem Meist- und Letztbietenden zugeschlagen!" Noch ein Trommelschlag: rrrrrrau! Der Mann faltet seinen Zettel zusammen, nimmt die Trommel auf den Rücken und geht, um seine Litanei auf dem nächsten Kreuzweg zu wiederholen.

* * *

Gewiß, die Kirchhofserde ist ausgezeichnet: schwarz, fett, eben recht feucht, wahre Dungerde. Welcher Gewinn für die Reben, deren Boden sich infolge des Produzierens und mangels guter Düngung erschöpft! Gerade dies Jahr ist der Mist im Preise fast unerschwinglich, weil es wegen der Trockenheit des letzten Sommers an Stroh gebricht. Die Erde des alten Kirchhofs wird statt dessen verwendet; man muß nichts umkommen lassen! Vorwärts, Karst und Hacke!

Die Hauen und Kärste arbeiten, und bald sehen die Gebeine die Sonne wieder. „Totenschädel!" schreien die Gassenbuben, „wenn wir damit spielten? Eine Kegelpartie, wollt ihr?" Natürlich sind sie gewillt dazu; das ist was Neues; man kugelt nicht alle Tage mit den Schädeln seiner Vorfahren, den Köpfen wirklicher Menschen, die gelebt, die Augen, Nase und Mund hatten . . . Wir, wir besitzen die unserigen noch, und es ist so köstlich zu sehen, zu sprechen, zu fühlen, daß man immer noch am Leben ist. Der Tod ist so fern; er nimmt nur die alten, kranken Leute, oder kleine Kinder, die nicht stark genug zum Leben sind.

So kugeln sie denn unter Freudengeschrei, und wenn dabei ein Schädel an den andern putscht und hohl tönt, so schütten sie sich aus vor Lachen.

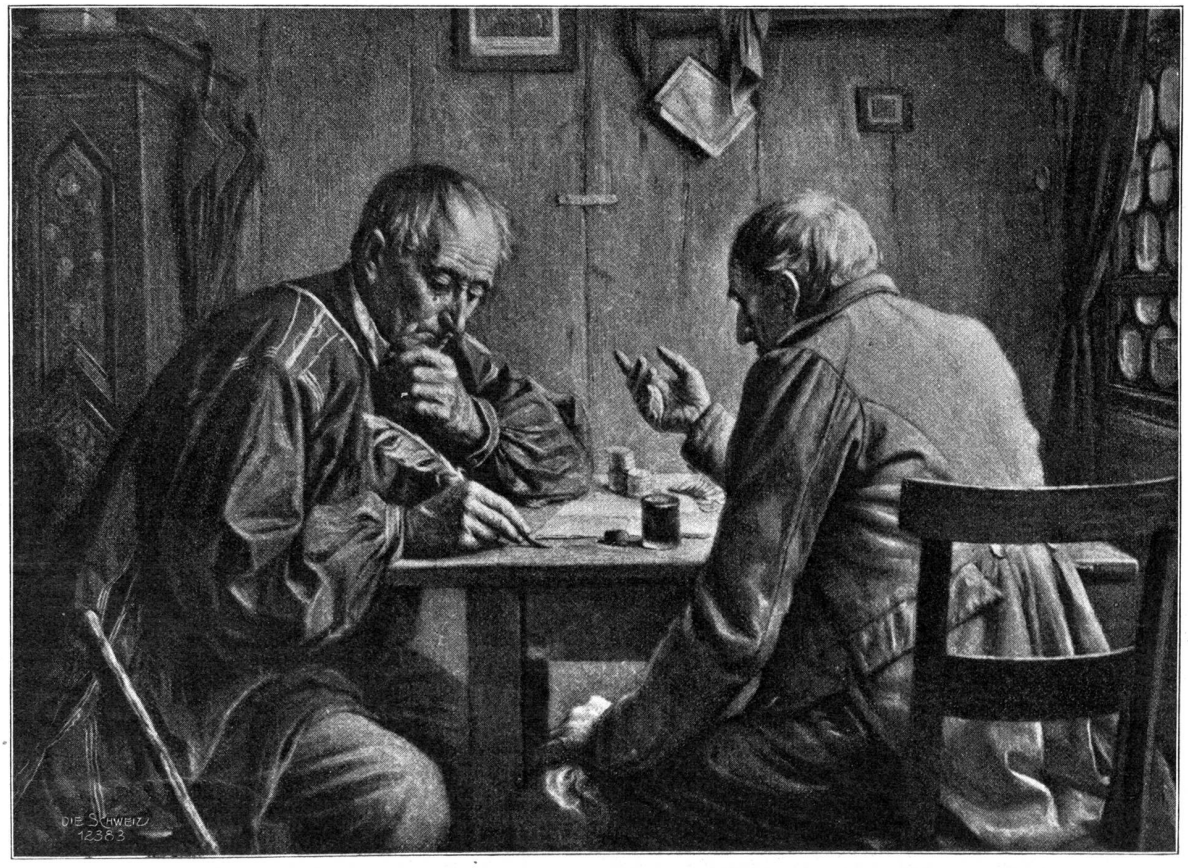
* * *

Das Graben dauert fort. Erde und Knochen durcheinangeworfen, werden in „Bännen" geschaufelt, und diese fahren durchs Dorf nach den Rebbergen. Den Weg, den die Voreltern in ihrem Leben so oft gegangen, den sie als Leichen zum letztenmal gemacht, ihre Ueberreste werden denselben Weg geführt. Sie kommen an ihren Häusern vorüber, den stummen Zeugen der Flucht von Generationen; und diese uralten Häuser, deren Alter unbekannt ist, sie haben sich nicht verändert. Im gleichen Lehnstuhl am Fenster sitzt wieder ein Großvater, der den andern völlig gleicht; das Feuer prasselt lustig auf dem Herd mit den geschwärzten Steinen; man möchte meinen, es sei gar nie erloschen.

Die Kärrner, mit der Pfeife zwischen den Zähnen, treiben ihr Fuhrwerk mit kräftigem Peitschenschlag an; die Erde aus alten Friedhöfen ist schwer. Zwischen den mit Epheu bekleideten Mauern ächzen und knarren die „Bännen" auf dem holperigen Wege und werden rasselnd hin- und hergeworfen.

* * *

Ah, ihr Altvordern, da ist der Weinberg, Kennt ihr ihn noch? Sind die Grenzsteine an ihrem richtigen Platz? . . . Während eines halben Jahrhunderts habt ihr ihn, Schweiß



Der Gültbrief. Nach Gemälde von Karl Gehri, Münchenbuchsee.

auf der Stirne, mit kräftigen Hackenstreichen bearbeitet. Ihr kennt alle einzelnen Weinstöcke darin, gleichsam eure Kinder; ihr saht sie an mit Mutterblicken, und bei sinkender Nacht kehrtet ihr, die Hutte am Rücken, das Rückgrat gekrümmt, schleppenden Fußes, aber ganz freudigen Herzens, daß sie so kräftig aussehen, nach Hause.

Es wird ein Tag kommen, da man euch auf das Totenfeld trägt, weil der große traumlose Schlaf euch überfallen hat. Andere kommen, die Reben zu bearbeiten, die erschöpften in den Boden zu legen, damit neue daraus hervorsprießen. Der Mensch, den man in seine Gruft gesenkt, ist nicht mehr als ein toter Zweig; aber deine, von der Hand pietätloser Nachkommen fortgeworfenen Gebeine müssen noch die Rebhügel deines Dorfes düngen, alter Winzer . . .

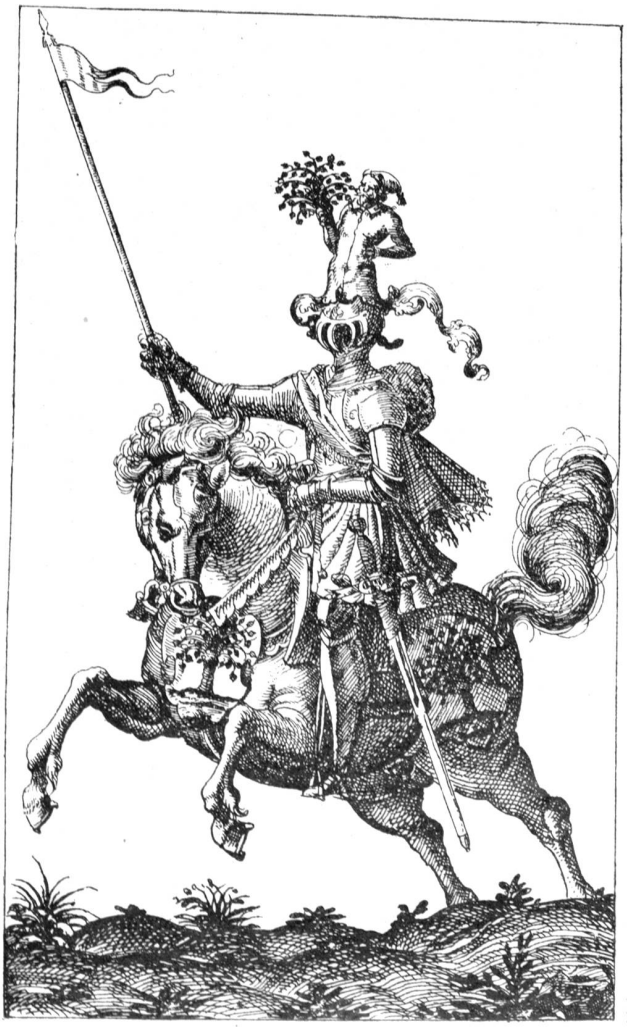
* * *

Und in Romans gab's dies Jahr sehr guten Wein.

Ex-libris.

Mit drei Abbildungen.

Wieder so ein lateinisches Wort, an dem man sich den Kopf zerbrechen muß. Hat man denn keinen deutschen Namen dafür? Doch, aber keinen, der diesen Begriff wirklich und genau übersetzen würde. Wenn wir Bibliothekzeichen oder auch Bücherzeichen sagen, so bedeutet es im Grunde schon dasselbe, aber doch wieder auf eine andere Weise. Und doch ist der deutsche Ausdruck der bessere, richtigere, als der unter Sammlern allgemein eingebürgerte lateinische, der, nackt übersetzt, heißen würde: „aus den Büchern". Die Formel ist eben eine Abkürzung; der Name dessen, dem das Buch oder die Bücher gehören, fehlt dabei, und so hat die nackte Formel im Grunde keinen Sinn. Jahrhunderte lang hat man Ex-libris gebraucht, ohne sie so zu benennen — und wiederum ist die Formel Ex-libris viel älter als die Bibliothekzeichen selbst.



Ex-libris (Pebia).

Das kam so. Schon im Mittelalter, als die ersten Bücher kamen und Privateigentum wurden, schrieb man in dieselben: Ex libris und dazu den Namen des Besitzers im Genitiv, d. h.: zu den Büchern des ..... gehörend. Erst unsere Zeit nannte die Bibliothekzeichen, die früher meist „Küpferli" hießen, mit diesen Namen oder sagte ihnen abgekürzt: Ex-libris.

In der wappenfrohen Zeit des Mittelalters malte wohl der Besitzer sein Wappen in das Buch hinein, auf den Deckel, innen oder auch außen, oder auf das Vorsatzblatt. Er zeichnete es auch bloß mit der Feder, so schon im 15. und 16. Jahrhundert. Als die Bücher sich mehrten, ließ er sich beim Holzschneider ein Wappen stechen, wohl auch mit dem Namen versehen; er ließ damit Blättchen drucken, die er, handbemalt oder unbemalt, in das Buch einklebte. Das sind nun Ex-libris oder Bibliothekzeichen, welche meist mit einem Wappen sagen, wem das Buch gehört. Bald wurde der etwas rohe Holzschnitt durch den feinern Kupferstich ersetzt; im letzten Jahrhundert kamen die Lithographie und der billige Zinkdruck. Am meisten wurden diese Blättchen im XVIII. Jahrhundert gebraucht, und man sieht sie noch da und dort in alten Büchern, sofern der spätere Besitzer sie nicht zerstört oder entfernt hat, was sehr oft vorkam. Da nun diese Blättchen meist Wappen enthalten, so bieten sie namentlich dem Heraldiker großes Interesse; er findet da manches Wappen, das er sonst vergeblich gesucht hätte.

Auch sind diese Zeichen gar oft nicht von schlechten Eltern, haben doch ein A. Dürer und andere große Meister es nicht verschmäht, solche zu zeichnen. Ja, eine ganze Entwicklungsgeschichte der spätern Heraldik kann man mit einer Ex-libris-Sammlung zusammenstellen. So darf uns denn nicht wundern, wenn sich das Interesse von Künstlern und Heraldikern in jüngster Zeit diesen bald obsolet gewordenen Blättchen zuwandte, um sie der Vergessenheit und dem vielfach drohenden Verderben zu entreißen und zusammenzustellen.

Dieses Interesse begann schon in den Zwanzigerjahren dieses Jahrhunderts; Herr von Berlepsch und A. Lempertz in Köln waren die ersten deutschen Sammler, denen nachher eine große Reihe anderer Heerfolge leistete, so ganz besonders der bekannte Berliner Heraldiker Fr. Warnecke, wohl der berühmteste Vertreter dieser Wissenschaft. Er gab 1890 ein größeres Sammelwerk deutscher Bibliothekzeichen heraus und gründete in Berlin einen Ex-libris-Verein, der eine vorzüglich ausgestattete Zeitschrift zur Ex-libris-Kunde in vierteljährlichen Nummern herausgibt.

Bei uns können wir viel weiter zurückgehen. Die intensive Pflege der Heraldik durch die Jahrhunderte brachte es mit sich, daß Einzelne schon sehr frühe anfingen, Bibliothekzeichen mit Wappen zu sammeln. Die Zürcher Stadtbibliothek besitzt aus dem Jahr 1680 einen Sammelband des Joh. Georg Müller, der eine stattliche Anzahl ausgezeichnete Ex-libris birgt. Ebenso finden sich deren eine große Reihe in den Analekten des Hans Wilpert Zoller des Jüngern, 1673—1757. Nicht zu vergessen ist der Bürgermeister Hans Jakob Leu, dessen großes schweizerisches Personal- und Ortslexikon heute noch unentbehrlich ist. Auch er sammelte eine große Reihe schöner Blätter, die er mit anderm in zwei große Sammelbände einklebte. Die Zürcher Stadtbibliothek besitzt somit die ältesten Ex-libris-Sammlungen vergangener Tage.

Heute sind die Sammler bei uns auch nichts weniger als zahlreich; wir zählen deren in der Schweiz kaum zwanzig. Aber gleichwohl entstammte unserm Vaterlande ein umfassendes Kompendium der schweizerischen Ex-libris-Kunde, 1898 im November im Selbstverlage des Verfassers, des Herrn Pfarrer